

Medientagebuch

Jessica Loudis

Die Demokraten nehmen nun Silicon Valley ins Visier

Vor gut einem Jahr traf sich Andrew Yang mit einem Reporter der *New York Times* und sprach über seine Überzeugung, dass die fortschreitende Automatisierung zu Massenarbeitslosigkeit und sozialen Unruhen führen wird. „Es braucht nicht mehr als selbstfahrende Autos, um die Gesellschaft zu destabilisieren“, so Yang. Binnen weniger Jahre „werden eine Million Trucker arbeitslos sein, zu 94 Prozent Männer, die im Schnitt einen mittelmäßigen Highschoolabschluss haben oder ein Jahr auf einer weiterführenden Schule waren.“

Diese Aussagen wären keine Nachricht wert, würde der New Yorker Unternehmer jetzt nicht in den USA für die Präsidentschaft kandidieren. Yang ist Teil des dicht gedrängten Bewerberfelds der Demokraten und nicht der Einzige, der das Silicon Valley ins Visier nimmt – ungeachtet der Tatsache, dass die großen Tech-Konzerne bisher die Kandidaten der Partei im großen Stil finanziell unterstützt haben.

In der vergangenen Woche stellte Senatorin Elizabeth Warren einer jubelnden Menge ihren Plan vor, die Monopole der Tech-Giganten zu zerschlagen, wobei sie explizit die FAANG-Firmen nannte: Facebook, Amazon, Apple, Netflix und Google. Den Tech-Monopolisten an den Kragen zu gehen – das hat Senatorin Amy Klobuchar aus Minnesota längst zum Markenzeichen ihrer Kampagne gemacht. Kürzlich schlug sie vor, eine spezielle Steuer von Tech-Unternehmen zu erheben, die von Nutzerdaten und nutzergenerierten Inhalten profitieren. Bernie Sanders, der Favorit der Linken, hält sich bei diesem Thema zurück, aber er hat Amazon für die niedrigen Löhne und die schlechten Arbeitsbedingungen in den Lagerhallen kritisiert. (Zahlen der Federal Election Commission zufolge bekam Sanders 2016 die meisten Spenden von Google-Angestellten; Microsoft, Apple und Amazon folgten auf den Plätzen drei bis fünf). Auch Senatorin Kamala Harris aus Kalifornien fordert von den Tech-Unternehmen sich auf den Schutz der Privatsphäre der Nutzer zu verpflichten und setzte sich in der Vergangenheit für Gesetze zur Regulierung von Gesichtserkennung ein.

Glaubt man den Medienberichten, dann hat der Ruf nach stärkeren Regulierungen und mehr Aufsicht das Silicon Valley in Angst versetzt. Die Konservativen fluten unterdessen die Kommentarspalten mit Kritik an den Vorschlägen und am Montag löschte Facebook Anzeigen von Elizabeth Warren, in denen sie zur Zerschlagung der Konzerne aufrief. (Nachdem *Politico* darüber berichtet hatte, ruderte Facebook schnell zurück).

Wie die Angestellten der Tech-Firmen zur Warrens Vorschlägen stehen, ist nicht ausgemacht. Dass sie politisch mit ihren Chefs nicht immer auf einer Linie sind, zeigte sich im Oktober, als Mitarbeiter von Amazon, Google und Microsoft öffentlich Druck auf ihre Arbeitgeber ausübten, damit sie sich aus einem 10-Milliarden-Dollar-Auftrag der Regierung zurückzogen für die Entwicklung von KI zu militärischen Zwecken. Angesichts ihrer Affinität zu progressiven Ideen und der Tatsache, dass sie langfristig von einer Zerschlagung der Konzerne profitieren könnten, ist es gut möglich, dass viele mit Warrens Vorschlägen teilweise d'accord gehen.

Jessica Loudis ist freie Autorin in New York und war Redakteurin des *World Policy Journal*

KLEINANZEIGEN

Sommer-Segeln Niederlande-England, 19.7.–2.8.19
Mitseglerinnen und Mitsegler gesucht. Segelerfahrung nicht erforderlich. Tel.: 06172 / 93 95 17

Kur an der polnischen Ostseeküste
in Bad Kolberg! 14 Tage ab 299 €!
Mit Hausabholung 70 € Tel.: 00489 43 55 62 10



Für Nama-Aktivistin Talita Uinuses ist der Völkermord bis heute gegenwärtig

Unversöhnliches

Namibia Deutsche Kolonialgeschichte am Theater aufarbeiten, geht das? Am Schauspiel Köln versucht es Nuran David Calis mit dem Dokumentarstück „Herero_Nama“

■ Hannes Klug

Eine Gestalt in einer weißen Kutte sitzt zwischen zwei brennenden Kerzen am Klavier. Sie hat dem Publikum den Rücken zugewandt, die Kapuze ihrer Robe über den Kopf geschlagen und spielt geisterhafte Töne, die sich allmählich zu einer Melodie fügen. Es ist ein Totenlied, dieses *Südwesterlied*, ein Lied der Deutschen, die Südwafrika als ihr gelobtes Land verehren, wie Israel Kaunatjike zu Beginn des Stücks *Herero_Nama* dem Publikum erklärt. Das Lied ist namibianische Folklore geworden, er selbst hat es als Jugendlicher in der Missionsschule in der Hauptstadt Windhoek gelernt. Als er später erfuhr, wofür diese Hymne steht, verbannte er sie aus seinem persönlichen Gesangsrepertoire.

Kaunatjike ist ein Herero-Aktivist, der in Deutschland lebt, und er stellt sich dem Publikum im Schauspiel Köln mit einem klaren Ziel vor: „Ich will die Geschichte aufar-

beiten, deswegen bin ich heute Abend hier.“ Zwischen 1884 und 1915 war das heutige Namibia eine deutsche Kolonie. Zwischen 1904 und 1908 wurden dort bis zu 90.000 aufständische Herero und Nama in einem Vernichtungskrieg getötet. Der steht an deutschen Schulen nicht im Lehrplan und findet nur langsam den Weg ins öffentliche Bewusstsein. Anders in Namibia: Der erste deutsche Völkermord ist dort gegenwärtig, wie die Nama-Aktivistin Talita Uinuses beschreibt. Die Schädel der Getöteten, die Gefangene in Konzentrationslagern auskochen und abschaben mussten und die zum Zweck rassistischer Forschung nach Deutschland verschifft wurden, die hier immer noch lagern und um deren Rückgabe zäh gestritten wird, sind die Überreste ihrer Vorfahren: „Das sind für uns keine Schädel, das sind Menschen, und wir sind die Repräsentanten dieser Menschen.“

Nun ist *Herero_Nama* ein Theaterstück und findet als solches in einem der Alltags-sphäre entzogenen Raum statt, dem es sich gleichwohl nur übereignen kann, indem es

sich jeglicher Fiktion verweigert und das Reale neu in diesen Raum einspeist. Es stellt die Frage, wie ein Erzählen und ein Sprechen über Schuld, Verbrechen und die Möglichkeit von Versöhnung überhaupt stattfinden können. Ein wichtiger, wenn nicht der entscheidende Bestandteil dieses Unterfangens ist es, Betroffenen eine Bühne zu geben, es geht um bis heute fortbestehenden Traumata, um koloniale Amnesie und die Hinterfragung des kolonialen Blicks auf die Welt, der Opfer wie Täter, deren Nachfahren und daher letztlich uns alle im Würgegriff hat, ob wir wollen oder nicht.

Wiedergutmachungsfantasien

Regisseur Nuran David Calis hat am Schauspiel Köln nach ähnlichem Muster bereits die *Keupstraßen-Trilogie* (*Die Lücke, Glaubenskämpfer, Istanbul*) auf die Bühne gebracht. Heute Abend zeigt sich dort der Kulturanthropologe Julian Warner am Unversöhnlichsten, wenn er humanistischen Wiedergutmachungsfantasien eine har-

sche Absage erteilt: „Ich will nicht, dass du dem Publikum des Schauspiels Köln hier vorgaukelst, sie könnten jetzt noch heile werden. Dass sie jetzt eine Karte kaufen könnten, um dieses Unrecht abzumildern.“ Oder wenn er fragt: „Was soll mich noch interessieren, ob du in der Lage bist, dich schuldig zu fühlen?“ Wenn der „Vernichtungsbefehl“ des preußischen Generals Lothar von Trotha oder Briefwechsel, in denen verschiedene Züchtigungsmethoden in bürokratischer Sprache verhandelt werden, schon für die weißen deutschen Zuschauer kaum erträglich sind, wie geht es

„Ich will nicht, dass du dem Publikum hier etwas vorgaukelst“

dann denen, die auch heute noch darunter leiden und die sich obendrein täglich rassistischen Denkmustern ausgesetzt sehen? Werden sie hier nicht für eine ebenso selbstverliebte wie verlogene Reinwaschung von neuem zu Opfern gemacht? „Warum werden diese Dinge auf der Bühne verhandelt?“, fragt das Stück sich selbst.

Der Text hat sich aus Dialogen und Streitgesprächen ergeben, die sich während der Proben zugetragen haben, das ist eine vielstimmige, dokumentarische Montage, die gleichwohl in einer spukhaften Inszenierung aufgehoben ist: Die Schauspieler*innen Shari Asha Crosson, Yuri Engler und Stefko Hanushevsky schlurften in ihren Kutten über die Bühne, tragen weiße Masken und pflanzen Holzkreuze in den Boden, zwischen denen sie sich niederlassen. Durch zwei bunte Kirchenfenster fällt sakrales Licht, Nebel steigt auf, in der Mitte eines runden Tisches brennt ein vielarmiger Kerzenleuchter. Räumliche Adressaten der Darsteller*innen sind oft die Kameras, deren Filmbilder zwei große Leinwände füllen. In die Luft gemalte, an expressionistische Stummfilme erinnernde Gesten künden von unheilvollen Plänen und großmächtiger Verblendung.

Die weißen Kutten gehören nicht den Reitern der Apokalypse und auch nicht den Rittern des Ku-Klux-Klan, sondern sie waren die Tracht der rheinischen Missionsgesellschaft, die in Deutsch-Südwafrika besonders eifrig vorging. Nein, es gibt nichts zu kiten, die Welt ist schon zerbrochen. Wenn uns etwas weiterhelfen kann, so scheint *Herero_Nama* aus seiner unauf lösbaren Vielstimmigkeit heraus zu sagen, dann ist es die Bereitschaft einander zuzuhören. „Uns bleibt nur zu graben, wo wir stehen, und bereit zu sein etwas anderes zu werden, als wir waren“, sagt Julian Warner. Dann geht das Licht aus.

Herero_Nama Ein Projekt von Nuran David Calis Schauspiel Köln

Meisterdenkers Hoppelpoppel

Babyphone Berlin Librettist Peter Sloterdijk schwurbelt und schwatzt uns eine Oper ans Knie

■ Wolfgang Herles

Was für ein Stoff! Ist nicht der Untergang der multikulturellen babylonischen Mega-City ein bis heute gültiges Menetekel? Und die Sintflut ein treffendes Bild für die Folgen des Kriegs der Menschheit gegen die Natur?

Doch Librettist Peter Sloterdijk mischt sich auf der Opernbühne in keine Debatte ein, täuscht Gedankenschwere vor, schwatzt dem Bildungsbürger mythisches Geschwurbel auf. Schwatzen kann er, weiß Gott. Seine Religionsrevue provoziert nicht, serviert bloß ein Hoppelpoppel aus Zutaten vom Gilgamesch-Epos bis zum alten und neuen Testament und dessen „O mein Gott, warum hast du mich verlassen“. Alle guten Geister haben den Dichter verlassen. Zu hören ist ein rechter Schmarren. Wenn es wenigstens einer im politischen Sinne wäre, so dass man mit ihm streiten könnte. Dem

Haus- und Hofphilosophen hilft der Griff in die Operngeschichte. Gezeigt werden unter anderem *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny*. Dann *Orpheus und Eurydike*, nur, dass hier die Babylonierin Inanna in der Unterwelt mit ihrem Gesang den tunti-gen Tod so sehr zu Herzen rührt, dass er ihr den jüdischen Geliebten zurück erstattet.

Humor ist da

Tannu heißt er – ja: Tamino ist's, den wir aus der *Zauberflöte* kennen. Der Priesterkönig erinnert an Sarastro und der wildgewordene, auch musikalisch über alle Ufer tretende Euphrat mit Sopranstimme an die Königin der Nacht. Und sogar die Knaben kommen vor, mit deren Nonsens-Kinderreim die große Apokalypse auf den Trümmern der Operngeschichte, respektive Babylons im taghellen Zuschauersaal leise verklingt. „Tekelzu. Tota gibba Ruh.“ Wagners *Wagalaweia* war dagegen Dichtkunst.

Sloterdijk ist natürlich kein Schikaneder, und der Komponist Jörg Widmann kein Mozart. Aber ein Tausendsassa im strengen Reich der E-Musik ist er doch. Er interessiert sich für die babylonische Sprachverwirrung. Und so türmt er so gut wie alle musikalischen Sprachen aufeinander. Von den Posaunen von Jericho bis zur Glasharfe. Fledermausausgelassenheit und Klagegesang. Zwölfton und Ohrwurm, Musicalschlager und doppelt gefugte Oratorienchöre, nicht zu vergessen die Fusion aus Bayerischem Defilermarsch und lustigen Holzhackerbuam zum orgastischen Neujahrsfest. Musik, die niemals langweilt, aber auch nie platte Gaudi ist, nicht einfach collagiert, sondern intelligent über- und ineinander gefügt. Dieser Turm ist nicht einsturzfähig. Vor allem verfügt der Komponist über Humor, sein Librettist dagegen nur über stocksteifes Pathos.

Da werden von einem internationalen Sängersenemble und der fabelhaften

Staatskapelle unter Christopher Ward (Barrenboim sprang ab), auch alle emotionalen Register gezogen: Lamento, Lust, Triumph. Andreas Kriegenburgs fade Regie aber fesselt selbst die Große Hure Babylon. Da schwafeln die Genitalseptette der Vulven und Phalloi von der Wollust, aber zu sehen ist es nicht. Hocherotiker Sloterdijk hat ins Libretto diktiert, dass sie „nicht obszön, sondern eher sakral abstrakt“ wirken sollen. Selbst schuld, wer sich daran hält. Als Uraufführung angekündigt, ist die Berliner Fassung die Revision der sieben Jahre alten Münchner. Gekürzt, ergänzt durch leise, ariose Stellen, hat die Oper musikalisch gewonnen. Als bildmächtiges Bühnenstück aber hat sie verloren. Es ist gefälliger geworden, zum Nachspielen konfektioniert. Der Euphrat mutiert zum Mainstream.

Babylon Regie: Andreas Kriegenburg Staatsoper unter den Linden, Berlin